



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aufzeichnungen eines deutschen Flüchtlings.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aufzeichnungen eines deutschen Flüchtlings.

September 1832.

I.

Weissenburg.

— — Ich hatte ein Paar Rasttage verdient und brachte den ersten Tag, den ich in Frankreich verlebte, im Bette zu. Erst am zweiten kam ich wieder halbweges zu mir. Da ich keinen eignen Paß hatte und nicht glaubte, länger auf einen fremden reisen zu dürfen, so legitimirte ich mich bei dem Wirth als unlegitimierten, paßlosen Flüchtling. Das verschaffte mir denn gleich andern Tages das unbeschreibliche Vergnügen, mit der französischen Polizei nähere Bekanntschaft zu machen, die seit der Zeit ein sehr väterliches Auge auf mich gerichtet hielt. Ein Polizeidiener kam und bat mich, gefälligst dem Herrn Souspräfecten einen Besuch zu machen. Ich entschuldigte mich für heute durch mein Unwohlsein und meine Matigkeit und versprach, morgen aufzuwarten. Da ich ein Mann von Wort bin, so ging ich wirklich andern Tages auf die Präfectur, obgleich mir meine geschwollenen Füße nur erlaubten, diese Staatsvisite in Pantoffeln abzumachen. Auch hatte ich meinen braunen Blausch in Dürkheim gegen einen grünen Kittel eingetauscht und da ich nicht Zeit gehabt hatte, meine Kisten und Kasten mit auf Reisen zu nehmen, so war meine Toilette sehr einfacher Natur. Dieser unbedeutende Umstand und der kleine Nebenzufall, daß der Herr Präfect kein Deutsch, ich aber fast eben so wenig Französisch sprach, und ich somit nicht im Stande war, durch feingewählte Phrasen die Pantoffeln und den Kittel Lügen zu strafen, stempelten mich in seinen Augen und Ohren zugleich zum vollkommenen Bagabunden.

Das hatte denn zur Folge, daß er mir sehr ernstlich den gutgemeinten Rath gab, wieder nach dem lieben Vaterlande zurückzulehren. Als ich ihm meine feste Absicht, von seinem guten Rathe keinen Gebrauch zu machen, an den Tag legte und im Gegentheil einen Paß nach Straßburg verlangte, verweigerte er mir denselben ohne Umstände und wiederholte mir seinen guten Rath. Dabei war er aber sehr höflich und artig, wie alle französische Polizei. Nur an deutsche Polizei gewöhnt, war ich beinahe darauf gefaßt, daß man mich ohne Umstände auf den Schub setzen und ohne Umstände über die Grenze bringen lassen werde. Aber der Herr Präfect entließ mich sehr gnädig und wiederholte nur, daß ich, sobald ich hinlänglich ausgeruht, dafür sorgen möchte, wieder über die Grenze zu kommen.

Da war guter Rath theuer. Ich frug meinen Wirth: Was machen? und er antwortete: Gehen Sie zu Herrn Advocat Zais, der wird die Sache schon in's Reine bringen. In Herrn Zais lernte ich dann einen Mann kennen, der so vielen deutschen Flüchtlingen aus der Noth geholfen hat, daß er wahrscheinlich kaum noch weiß, wie auch ich unter die Zahl seiner Schützlinge gehöre. Wirklich verschaffte er mir eine Art Lauspaß bis Straßburg, wo ich im Stande war, mich anderweitig zu legitimiren.

Nachdem so die Geschäfte abgemacht und ich wieder zu Kräften gekommen war, konnte ich mir Stadt und Menschen etwas näher ansehen. Uebrigens war ich damals wenig geeignet, den Beobachter zu machen; denn es kochte und gohr in mir auf eine Art, die kaum zum äußeren Anschauen Muße ließ. Ich entsinne mich nur noch sehr dunkel der einen und der andern Straße von Weissenburg und seiner Wälle, die eine schöne Aussicht bieten, aber nicht gerade sehr gefährlich aussehen. Lebendiger blieben die inneren Eindrücke, die Zeit und Umstände in mir hervorriefen.

„Da ist die Grenze!“ sagte mir gestern Abend mein Führer, und dieser Gedanke wälzte einen Stein von meiner Brust. Es war mir, als fälle mir eine Fessel von Hand und Fuß ab, und dennoch durchzuckte mich das Wort wie Auflösung, und es fehlte wenig, daß ich abgespannt und kraftlos an der Grenzscheide hingefunken wäre.

So lange ich in Weissenburg nur mit dem Volke, dem Wirth, den Gästen, die aus- und eingingen, den Knechten und Mägden in Berührung kam, deutete Nichts darauf hin, daß ich die Grenze zwisch-

schen Deutschland und Frankreich überschritten hätte. Deutsche Sprache, deutsches Wesen, deutsche Kernnaturen begegneten mir überall. Selbst der Polizeisoldat, der mich auf die Präfectur lud, war ein deutscher Fleischerhund und sah ebenfalls sehr herzensgut, gar nicht eiterbeißig, wie die Pariser Fanghunde, aus. Erst auf der Präfectur begegnete ich Frankreich. Wie er sich nur anlegen mag, um mit den Bauern und Bürgern von Weissenburg fertig zu werden? Als ich wieder so weit hergestellt war, daß ich an der table d'hôte essen konnte, begegnete ich auch dort ein Paar Leuten, die kein Deutsch sprachen, und die in den verschiedenen Fächern der Administration angestellt waren.

So oft ich aber so auf das nichtdeutsche Element stieß, erschütterte ein inneres Schauern meine Seele. „Du bist ein Fremder, ein Ausländer, gar ein Flüchtling.“ Es lag in diesen Worten eine Art Fluch, dessen ganzes Gewicht ich ahnend vorherempfand. „Wo ist Dein Vater, wo Deine Mutter, Deine Schwester, Dein Bruder? Wo Deine Jugendfreunde?“ — — Und in mir antwortete das Echo der Stimme meines Führers: „Da ist die Grenze!“ — Und als ich vor dem Präfecten stand und Worte suchte, um mich ihm stotternd verständlich zu machen, und als ich bei Tische lauschte, um die fremden Laute zu erhaschen, — da sagte mir eine Stimme im Innern: „Uebersetze Dich selbst; werde einheimisch in der Fremde!“

Ich ahnte die ganze Tiefe dieses Todesurtheils aller inwendigen Seelengefühle, der äußeren Welt gegenüber. Ich schloß meine Rechnung mit der Vergangenheit, mit der Jugend, mit dem Herzen ab und warf einen trostlosen Blick in die Zukunft. Nicht eine Seele kannte mich in Weissenburg; nicht ein Mensch hätte sich verbürgen dürfen, daß ich kein Betrüger, kein Landstreicher sei. Ich war allein unter Menschen, einsam in der Menge. — Absichtlich blieb ich mehrere Tage in Weissenburg, um mich, wie in einer Vorschule, an das neue Leben der Einsamkeit, des Alleinseins zu gewöhnen. Ich wußte, daß ich in Straßburg ein Paar ältere Bekannte und einen Freund treffen, aber ich ahnte, daß ihre Gegenwart den tiefen Riß zu füllen doch nicht im Stande sein, sondern höchstens nur eine Selbsttäuschung erlauben werde. Und Jahre lang, bis ich mich nach und nach doch halbwegs übersezt hatte, war die Wirklichkeit noch viel grauer, als der Traum, der mir in Weissenburg vorschwebte. Denn

auch auf den Freunden, die ich in Straßburg finden sollte, lastete der Fluch des Flüchtlings, der selbst zwischen Herz und Herz sich wie ein Gespenst des Hasses, des Neides, des gemeinsamen Unglücks, gemeinsam nach der einzigen Rettungsplanke greifend, drängt und sie von einander reißt.

Ich bildete mir ein, daß in der großen Stadt Straßburg, wo seit wenigstens vierzig Jahren der Sitz eines französischen Departements war, schon Alles ganz französisch sein müsse. Deswegen nahm ich in Weißenburg Abschied von Deutschland, kaufte mir einen Taschendictionaire, ein Redensartenbüchlein, und bereitete mich so auf meine Reise in die Fremde vor. So bestieg ich mit meinem Gepäck, das, wie gesagt, sich um einen Dictionaire und ein Conversationsbüchlein vermehrt hatte, und somit aus diesen und einem zweiten Paar Strümpfen und einem zweiten Hemde bestand, eines frühen Morgens den Postwagen, um gegen Mittag in Straßburg anzulangen. Ich hatte ein ganzes Drittheil des Redenswörterbüchleins im Wagen auswendig gelernt und hoffte viel von meiner neuen Gelehrsamkeit.

II.

Straßburg.

In Weißenburg hatte man mich an den Wirth „Im tiefen Keller“ in Straßburg adressirt. Bei ihm stiegen die meisten Flüchtlinge ab. Ich traf dort einen Maler M. aus Mainz, der mich zu ein Paar andern deutschen Flüchtlingen führte. In den ersten Paar Tagen kam ich vor meinen Bekanntschaften nicht recht zu mir selbst, und erst als der Rausch, den dies ganz neue Leben in mir hervorrief, in Etwas nachzulassen begann, konnte ich mir die Stadt selbst ansehen und mir Rechenschaft geben über die Eindrücke, die mich von allen Seiten bestürmten.

So viel übrigens merkte ich bald, daß ich hier nicht viel Französisch lernen würde. Ich hatte mein Geld für den Dictionaire und das Redensartenbuch rein zum Fenster hinausgeworfen und hätte wenigstens noch sechs Monate lang die Procente davon ziehen können; denn erst als ich mich zur Weiterreise in's Innere von Frank-

reich vorbereitete, holte ich die beiden Schatzgruben wieder hervor. Was mich am meisten ärgerte, war die gute Zeit, die ich im Postwagen mit Auswendiglernen zugebracht hatte, und die mir so kaum erlaubte, die Gegend anzusehen. Es war ganz unverzeihlich.

Schon gleich am ersten Tage war ich ein Paar Male in die Nähe des Münsters gekommen und hatte demuthsvoll denselben angestaunt. Nur war mir noch der Dom von Cöln in seiner gewaltigen Ruinengröße zu sehr im Gedächtniß, um mich nicht durch die kleineren Proportionen des Straßburger Münsters in Etwas in meinen Erwartungen getäuscht zu finden. Es war ganz gut, daß ich erst ein Paar Male nur am Münster vorüberzog und dieser mir so allgemach selbst zum Maßstabe wurde.

Als ich aber am zweiten, dritten Tage ruhigen Gemüthes vor dasselbe trat, da wurde mir die Allgewalt des Gedankens, der hier versteinert vor mir stand, lebendiger und füllte in seiner Großartigkeit mein Herz. „Zum Himmel hinauf, dort oben thront der Weltenherr!“ ist die ewige Lehre der gothischen Dome in ihrem Ganzen, wie in ihren Einzelheiten. Diese strebenden Thürme, die das Kreuz bis in die Wolken erheben, predigen die Macht eines Gottes, der einst die Menschen zu einem Glauben führte, im Stande, gothische Dome zu schaffen. Und wie das Ganze zum Himmel strebt, wie der Thurm das Kreuz zu den Sternen hinaufzureichen sucht, so streben alle Einzelheiten des Baues, jedes Thürmchen, jede Säule diesem Ganzen nach und werden so zum Chor, zum tausendfachen Echo des Einen schaffenden Gedankens: „Zum Himmel hinauf! Dort oben thront der Weltenherr!“ Wenn man als Flüchtling, entfernt von Heimath und Freunden, auf fremdem Boden irrt, da kommt übrigens der Gedanke an Gott von selbst, ohne daß es eines Münsters bedarf.

Der erste schöne Abend fand mich oben auf der Terrasse des Münsters. Der ganze Kessel zwischen den Vogesen, den Alpen, dem Schwarzwalde und dem Odenwalde liegt hier, vom Rheine durchfurcht, vor dem staunenden Blick. Ein Sonnenuntergang hier oben ist ein Hochgenuß, wie er selten geboten wird, eine Abendandacht, von der diejenigen, die nur in Kirchen beten lernten, keine Ahnung haben. Nur war ich kaum hier oben, ohne durch die Bierkneipe, die auf dem Thurme des Straßburger Münsters angebracht ist, in

meiner Andacht gestört zu werden. Die Bierkeller, da habe ich Nichts dagegen; aber ein Biermünster, wahrlich, das heißt die Poesie des Zechens, die Stimme der schönen Natur und die Größe der Kunst zugleich verkennen. Hier oben auf dem Thurme, hoch über der Erde Glendigkeit in einem Glase Champagner der Liebe, dem Vaterlande, der Freiheit ein Hoch ausbringen, das ließe sich noch hören, obgleich schon die vorbedachte, tausend Stufen hinaufgetragene Gelegenheit einer Begeisterung diese selbst verdächtigen müßte. Aber einen Schoppen Bier und eine Knackwurst hier oben in aller Gemüthsruhe verzehren zu können, dann gar einen zweiten, dritten Schoppen zu bestellen, das ist des Guten zu viel; dabei kommt nur der Bauch und nicht auch die Brust und der Kopf in's Spiel; das kann den Durst stillen, wird aber auch die Begeisterung löschen.

Wenn aber diese Bierkneipe störend auf Jeden wirkt, der hier oben einen Hochgenuß sucht, so gibt sie dagegen oft genug Gelegenheit zu nicht uninteressanten Beobachtungen. Vorerst möchte ich fragen, ob es in der Welt noch eine Kirche, ein Münster, einen gothischen Dom gibt, auf dessen Thurm oben eine Bierkneipe angebracht ist? Nur Straßburg, nur das Elsaß hat meines Wissens dieses Privilegium. Doch will ich hier nicht mit den braven Straßburgern rechten.

Eines Abends fand ich hier große Gesellschaft. Mehrere Conserits, die andern Tages nach Frankreich abmarschiren sollten, nahmen hier auf dem Thurme von Straßburg und dem Elsaß Abschied. Da floß das Bier in Strömen. Sie saßen um einen steinernen Tisch und tranken und fangen und jubelten. Und wunderbar! Die zukünftigen französischen Soldaten sangen in Tönen und Weisen, die in jedes deutsche Herz mit Allmacht dringen, lauter deutsche Volkslieder:

Es zogen drei Reiter zum Thore hinaus,

Ade!

Fein's Liebchen, das guckte zum Fenster hinaus,

Ade!

Und soll es dann geschieden sein,

So reich mir dein goldnes Ringelein,

Ade, Ade, Ade!

Ach Scheiden und Weiden thut weh!

Einer aber unter ihnen war stiller, saß in der Ecke, an der Brustwehr des Thurmes und sandte einen tiefen, thränenschweren Blick nach den Vogesen hin. Er war ein Bauernbursche und die Andern neckten ihn ob seiner Traurigkeit. Da rief ihm einer der Tollsten, ebenfalls ein Bauernbursche im Kittel, zu: „Laß die Fragen sein; die Lene wird doch auf Dich warten; denn sie war in Dich und Deine Lieder verliebt, wie närrisch.“ — „Sehne Lieder? — „Sing' uns eins!“ riefen die Andern, die schon zwanzig Mal dieselbe Strophe jenes „Es zogen drei Reiter zum Thore hinaus“ wiederholt hatten. Er wollte erst nicht; dann ließ er sich erbitten und sang an:

„Ein schöner Knab von zwanzig Jahr“

„Ach, das ist zu traurig, ein lustigeres!“ rief, ihn unterbrechend, sein Freund. Und der blonde Sänger mit den großen Augen sagte bitter lächelnd: „Ein lustiges!“ Der Sänger aber schien zu leiden und sagte mit fast erstickter Stimme: „Ich kann und mag nicht.“ Und sein Freund sagte hiezu: „Lassen wir ihn; er ist ein guter Bursche, aber es geht ihm hart an's Herz, sein Mädel zu verlassen.“ Da flossen die Thränen in dem schönen blauen Auge des Sängers über, aber seine Freunde fuhren fort zu singen, und ihre Lieder wurden immer toller, die Nacht immer dunkler. Zuletzt schien es gefährlich, die jungen Leute länger hier oben trinken zu lassen, denn Einer hatte bereits den Versuch machen wollen, über dem Geländer um den Thurm zu laufen, was vor längerer Zeit schon ein Mal einem Wagehals das Leben gekostet hatte. Ein Paar der am wenigsten Verauschten bewogen zuletzt die Uebrigen, mit ihnen herabzusteigen.

Ich blieb noch oben. Der Gegensatz, der jetzt eintrat, war wieder ergreifend. An die Stelle des rauschenden Liedes, des wilden Jubels waren die wohlthätigste Einsamkeit, die tiefste Stille getreten, die nur der Pendel der Thurmuhr unterbrach. Es war Nacht. Der Blick unterschied wohl kaum noch die Straßen von den Häusern, und nur die Lichter bezeichneten die Stadt. Aus der Tiefe drang dann hier und dort ein Ruf, ein Lied, oder auch das unheimliche Klappern des Storchs, deren es in Straßburg eine Menge gibt, zum Thurme herauf. Und oben der dunkle Himmel mit seinen Sternen. Die Nacht ist des Menschen Freund. Das

Dunkel öffnet das Auge des Himmels dort oben und das Auge der Seele in der Brust. Ich sah die Meinigen, ich sah Alles, was ich je geliebt hatte, im Geiste wieder.

„Ade, Ade, . . . Scheiden und Weiden thut weh!“
hörte ich jetzt die Sänger, die eben unten auf dem Münsterplatze glücklich angekommen waren, singen. Und wie sie um die Ecke bogen und sich immer mehr entfernten, verhallte ihr Lied immer mehr und immer mehr.

. . . Ade! . . . Ade! . . .
. . . Scheiden . . . thut weh! . . . Weh! . . . Weh! . . .

— — Ghe ich Geistesruhe genug fand, um mir irgend eine Arbeit zu schaffen und ihr obzuliegen, hatte ich die Stadt in allen möglichen Richtungen hin und her durchlaufen. Ihr scharf ausgeprägter Charakter ist der einer deutschen, freien Reichsstadt. Die engen, frummen Straßen, die hohen Häuser, eine Menge Kirchen, die Gewerbslaube, die altfränkischen Patricierhäuser, die Spuren der allmäligen Vergrößerung der Stadt und ihrer schon frühen Befestigung, die noch vielfach zu sehen waren, tragen diesen Charakter unverkennbar. Der Broglie-Platz, das Theater und selbst das königliche Palais sind dagegen neuerer Art und tragen schon mehr den Stempel der französischen Zeit und Kunst. Im Ganzen ist die Stadt nicht schön zu nennen, sondern eher das Gegentheil. Aber ich gestehe, daß ich meinerseits keine schrecklicheren Städte kenne, als die sogenannten schönen, wie etwa Mannheim und Nancy, die beiden schönsten, die ich bis jetzt gesehen habe. Die altfränkischen Städte sind im englischen Parkgeschmack angelegt; die neuen in der französischen Alleeprosa.

In Straßburg gibt es einzelne Partien, die wirklich malerisch sind, wie z. B. die der ponts couverts, wo die Ill sich in fünf Arme theilt und jeder dieser Arme mit seinen Brücken, Rähnen, Badehäusern u. s. w. ein neues und schönes Bildchen liefert. Auch die verschiedenen Quais sind interessante, vielen Wechsel bietende Spaziergänge, die theils durch die alten Thürme der ehemaligen Stadtmauern einen sehr ernstern, theils durch die Gärten einen recht gemüthlichen Charakter erlangen. Wer über diese Glacis, — jetzt ist

freilich sehr Vieles an den Staden neu geworden — bis zum Broglie-Platz gelangte, mußte sich durch den Gegensatz der alten und neuen Zeit überrascht fühlen. . . Das neue Theatergebäude gehört dem letzten Jahrhundert an und die Promenade auf dem Broglie-Platz ist ganz dazu gemacht, der Parademode unserer Zeit, dem Toilettenfieber freien Lauf zu lassen. Die jungen Bäume sprechen ebenfalls für die Jugend dieses Platzes selbst.

Vom Broglie-Platz aber gelangt man dann bald in die Gewerbslaube, oder wie die Straßburger sagen, Erbeslaube, die wieder an Bern, an Nürnberg, an Freiheit und Sauerkraut so lebendig als möglich erinnert.

Die Geschichte der Stadt ist in diesen Gebäuden und Straßen klar und leserlich niedergeschrieben. Das Münster und das Theater sind die beiden Extreme, die Gewerbslaube, die Quais, der Broglie-Platz sind die Ringe in der Kette und heißen deutsche freie Reichsstadt, französische privilegierte Stadt und endlich Departementalsstadt. Wo die neuere Zeit Hand anlegte, da guckt, wie am Münster, die Perücke des großen Königs und seiner Nachfolger hervor und wäre es auch nur ein Lünchergruß, wie bei dem schön angestrichenen Rathhause und dem ehemaligen Stadthause auf dem Gutenbergplatze.

Ich habe nicht Lust, die Steine und Straßen länger und weiter zu beschreiben. Genug, ich fand mich gleich in den ersten Tagen in Straßburg so zu Hause, als ob ich zu Hause sei. Selbst nicht einmal die französische Mode der neueren Bauten und Straßen störte mich; denn diese hat sich ja auch in Deutschland und besonders auf dem linken Ufer des Rheines meist geltend zu machen gewußt. Ueberhaupt verwißt die Civilisation die alten Gegensätze immer mehr und die neuen Städte des neunzehnten Jahrhunderts werden unsern Enkeln schwerlich schon durch ihr Aeußeres verrathen, ob sie deutsch oder französisch, englisch oder italienisch sind.

Die Aufnahme, die wir in Straßburg fanden, war so herzlich, so freundlich und ohne Ceremonie, daß auch sie uns nur immer mehr in unserm Irrthum, auf heimischer Erde zu leben, bestärkte. Ich mag ein Paar Namen nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn ich auch wage, der Bescheidenheit zu nahe zu treten. Einer unter diesen Ehrenmännern, denen es genug war, uns unglücklich zu wissen, um uns freudig die Hand zu reichen, ist unterdeß gestorben;

und deswegen von ihm zuerst. Der Notar Weigel, damals Commandant der Artillerie der Nationalgarde, vereinigte deutsches Gemüth mit südlichem Feuer. Er hatte auf deutschen Universitäten studirt und nahm uns mit wahrer Studenten-Gastfreundschaft, der uneigennützigsten, die es gibt, auf. „Kommen Sie zu mir, wann Sie wollen; ich werde keine Umstände für Sie machen, um Ihnen zu beweisen, wie gern ich Sie wiederkommen sehe.“ Und das war keine Phrase. Alle polnischen und alle deutschen Flüchtlinge von einigem Ansehen, die durch Straßburg kamen, haben in seinem Hause gewiß mitunter vergessen, daß sie Fremde waren; denn wo die Herzlichkeit herrscht, da ist man bald zu Hause. Herr Weigel war übrigens im Leben ein Typus eines echten, alten Straßburgers aus dem höheren Bürgerstande. Muthig, freihelliebend, offenherzig und gemüthreich war er überall, bei Ernst und Lust, an seinem Plage. Während der Belagerung stand er an der Spitze der Kanoniere, und als Louis Philippe in Straßburg war, sprach er ernste, mahnende Worte der Freiheit zu dem neuen Könige der Revolution. Und wie ernst und kräftig er hier, so kindlich war er unter seinen Kindern. In seinem Hause wohnte ich einmal einem Kränzchen bei, das damals alle acht Tage bei einem andern Mitgliede ein Duzend ehemaliger Universitätsfreunde versammelte, um das Band der Jugendfreundschaft bei Häringssalat und gutem Weine immer wieder fester zu schlingen. Das hat ein prosaisches Ansehen, aber ich kann versichern, daß ich an jenen Abend, wo die Alten wieder jung wurden, nur wie an Zauber und Poesie denken kann.

Ein anderer Ehrenmann, der sich unserer sehr thätig annahm, war Herr Lichtenberger, Advocat. Derselbe ist durch seine politischen Bertheidigungen als tüchtiger Redner bekannt. Er steht an der Spitze der elsässischen radicalen oder republicanischen Opposition und lenkt und leitet dieselbe, so gut sich eine Opposition lenken und leiten läßt. Wenn wir im Hause Weigel's mehr für unser Herz fanden, so fanden wir bei Lichtenberger Trost und Hoffnung; denn er wußte uns oft zu heben und zu halten, wo uns das äußere und innere Unglück zu überstürmen drohte, noch öfterer aber wenigstens so zu thun, als ob er unsere Hoffnungen theile, um mit ihnen nicht das schwache Band, das die meisten von uns an's Leben fesselte, zu zerschneiden. Uebrigens herrscht in ihm das Französische mehr als

das Deutsche und Elsässische vor, wie schon sein Kopf, die hohe, nicht viereckige und deutschbreite Stirn, die schwarzen Haare und Augenbrauen und das dunkle Auge selbst anzudeuten scheinen.

Der Anwalt Schneegans Vater bildete den Dritten in dem Kleeblatte der Straßburger, die damals die Deutschen am Freundlichsten ausnahmen, und er war fast mehr noch, als die beiden andern, deutscher Art und Weise.

Jeder der verschiedenen polnischen oder deutschen Flüchtlinge fand wenigstens einen oder den andern Bürger, der ihm mehr oder weniger Haus und Herz öffnete, und kein Stand schloß sich hier aus. Die alte Gastfreundschaft herrscht überhaupt in Straßburg noch mehr, als die sonst in den europäisch-civilisirten Großstädten der Fall ist. Ueberall fanden wir die regste Theilnahme. Es gab in Straßburg damals Politiker genug, die auf eine nähere Verbindung zwischen den Patrioten der Rheinlande und des Elsaßes den Traum einer gemeinschaftlichen Emancipation durch eine Rheinische Republik fußten und wenigstens mit eben so großem Interesse nach Deutschland wie nach Paris hinblickten. Als Kottek zufällig oder unzufällig einmal nach Straßburg kam, wurde ihm ein patriotisches Lustmahl bereitet, wie es Herrn Benjamin Constant oder Odilon Barrot nicht pompöser gegeben wurde. Einer oder der Andere hoffte überhaupt, durch die Art, wie sie Kottek feierten, der deutschen Sache einen Dienst zu erweisen, und ich könnte noch eine Menge Züge anführen, um zu zeigen, wie gut deutsch damals die Elsässer vielfach gesinnt waren, wie sehr Alles sich vereinigte, uns vergessen zu machen, daß wir Ausländer seien.

III.

Die Flüchtlinge.

— Schon vor dem Hambacher Feste hatten mehrere deutsche Flüchtlinge in Straßburg Aufnahme gefunden. Es war ihnen selbst gelungen, dort ein Blatt: Das constitutionelle Deutschland, erst von Cornelius, dann von Harro Harring redigirt, zu begründen. Nach dem Hambacher Feste vermehrte sich die Zahl der Flüchtlinge bald, und die Straßburger Blätter machten viel Lärm

von den Ausgewanderten. So kam ich denn mit einem Gefühle in Straßburg an, als ob ich den Sammelplatz der deutschen Freiheitsfreunde erreicht hätte.

Am ersten Abend wurde ich in ein Wirthshaus geführt, wo die Mehrzahl der in Straßburg anwesenden Flüchtlinge versammelt war. Das Wirthshaus war nur sehr untergeordneter Art, das Zimmer so niedrig, daß Einzelne von uns fast bis an die Decke reichten; übrigens war es schwarz geräuchert und die Tische und Bänke von blankem Eichenholz. Hier saßen an zwei Tischen etwa funfzehn oder sechzehn junge Leute, meist Studenten. Ich gestehe, daß dieser erste Abend einen wunderbaren, herabstimmenden und zugleich hinaufschraubenden Eindruck auf mich machte. Ich fühlte mich getäuscht in vielen meiner Hoffnungen und sah gleich, daß hier wohl Jeder mehr oder weniger auf sich selbst angewiesen sein werde. Der Studententon, der hier herrschte, war mir auch unangenehm, denn er schien mir unangebracht; überdies hatte ich mich seit sechs Jahren im Bürgerleben an einen andern gewöhnt.

Schweren Herzens ging ich nach Hause, und erst jetzt war mir recht klar, wie hoffnungslos unsere Lage. Es hatte dieser erste Abend schrecklich niederschlagend auf mich gewirkt und ich erkläre mir, daß es Andern oft eben so gegangen sein wird, woher dann das oft so scharfe Urtheil über die deutschen Flüchtlinge gekommen sein mag. Ich lernte später alle diese jungen Männer, die an jenem ersten Abende die Gesellschaft bildeten, näher kennen und fand dann bald, daß die Mehrzahl dennoch zur Elite der Menschheit gehörte, und daß nicht Einer von ihnen ohne Eigenschaften war, die sonst zum Großen zu führen pflegen. Einzelne von ihnen sind untergegangen; Mancher ist aufrecht stehen geblieben und kann von Glück sagen. Ein gräßlicheres Leben, als das der Flüchtlinge, gibt es nicht, und daß nicht Alle darin untergingen, daß selbst nur Wenige erlagen, ist ein Beweis mehr, wie viel Kern in den Meisten war.

Alle deutschen Flüchtlinge in Straßburg waren mit großen Hoffnungen dort angekommen und gewiß, die Mehrzahl fühlte schon in den ersten Tagen sich in denselben getäuscht. Aber von einem solchen Gefühle bis zum Bewußtsein ist stets ein Riesenschritt. Ueberdies hatten sie sämmtlich ihre Schiffe hinter sich verbrannt und

so fiel mit dieser Hoffnung das Gebäude der ganzen Zukunft zusammen, trat an ihre Stelle die Verzweiflung, oder besser die Hoffnung der Verzweiflung. Das erklärt Vieles, was sonst ganz unerklärlich erscheinen würde. Diese moralische Stimmung, über die fast Keiner sich damals Rechenschaft geben mochte, ist der gräßlichste Zustand, den es geben kann. Wenn Columbus mit seinen Genossen am Ende seiner Fahrt Schiffbruch gelitten und auf einem Floße, aus ein Paar Brettern und Balken zusammengefügt, zugleich die neue Welt und einen Landungsplatz für die Schiffbrüchigen gesucht hätte, — so würde seine Lage in moralischer Beziehung der der Flüchtlinge geglichen haben. Und wie Schiffbrüchige waren sie fast alle auf denselben Rettungsbalken angewiesen, und wer darf es ihnen verargen, wenn sie sich diesen oft genug wechselseitig aus den Händen zu ringen suchten, oder wenigstens nicht ohne ein unangenehmes Gefühl sahen, daß es dem Einen oder dem Andern gelungen, sich an demselben festzuklammern und so sich über den wogenden Wellen zu erhalten.

Ueberdies berührten sich die sämmtlichen Flüchtlinge zu nahe, um sich nicht zu reiben, und doch nicht nahe genug, um, wie in der Familie, aus dieser Reibung das Feuer der Liebe zu ziehen. Das gemeinschaftliche Geschick, die gemeinschaftlichen Ansprüche, die gemeinschaftlichen Qualen und Hoffnungen, die Grundsätze selbst, für die sie litten, wiesen sie auf eine Art Gleichheit und Allgemeinheit hin, die dann wieder durch die Verschiedenheit in Alter, Gebräuchen, socialer Stellung vor der Flucht, und allen den Nebensachen, die dem Leben eigentlich seinen Ton und seine Färbung geben, verhindert und gestört wurde. So wurde das Leben ein ewiger, unauflösbarer, zerreißen der Widerspruch jeden Tages, jeder Handlung, jeden Gedankens. Die Freundschaft führte oft zum Haß, weil sie keine Opfer bringen konnte und selbst mit dem Nothwendigsten auf den Erwerb des Freundes angewiesen war.

Gleich in den ersten Monaten, die wir in Straßburg lebten, verschwand einer von den Flüchtlingen, der zu den ausgezeichnetsten Menschen gehörte, die ich je kennen gelernt. C.*** aus Darmstadt, der Sohn eines dortigen, hochgestellten Beamten, sah mit mehr Ruhe und Ernst, als alle Andern, in die Gegenwart und Zukunft hinein. Der Schluß seiner Beobachtungen war die Hoffnungslosigkeit

keit für eine Sache, der er sein Leben gewidmet, wenigstens die Hoffnungslosigkeit auf dem Wege, den er bis jetzt betreten hatte. Nichts aber in seinem ernstern, ruhigen Wesen ließ ahnen, daß diese Hoffnungslosigkeit zu einer persönlichen Verzweiflung führen könnte; im Gegentheil sprach er in allen Unterhaltungen mit seinen näheren Freunden den Plan aus, mit seinem früheren Leben radical zu brechen und ein anderes zu beginnen. Oft lächelte ihm der Gedanke, als schlichter Handwerker, unbekannt und unerkannt, von Stadt zu Stadt zu wandern und seine Ansichten zu predigen und zu lehren.

Eines Abends, es war im Herbst, kam er zu mehrern Freunden und erklärte mit derselben Ruhe, die ihn stets auszeichnete, daß er nächstens verreisen werde. Da es ihm an Geld fehlte, so bot er seinen Mantel zu einem Spottpreise feil. Da waren mehrere Käufer, aber keiner hatte Geld. Endlich trat er denselben gegen eine Schuld ab. Das war das letzte Mal, daß wir ihn sahen und je wieder von ihm hörten. Keiner von uns konnte sich mit dem Gedanken des Selbstmordes versöhnen; wir hielten ihn dafür zu tüchtig und Nichts hatte darauf hingedeutet, daß es je dazu mit ihm kommen könne. Er hatte klarer als alle Andern seine und unser Aller Lage erkannt und ihr ein Ende gemacht. Ich hoffe, ihm dereinst noch einmal zu begegnen, so wenig glaube ich noch heute an Selbstmord von seiner Seite.

Aber das ruhige, stille, schweigsame Verschwinden eines Freundes, eines Mannes von Ernst und Muth, bekundet die Lage und Stellung unseres damaligen Lebens. Die Todten begräbt man und weiß dann wenigstens ihr Grab, und auf dem Grabe sprossen Blumen und Bäume. Aber die Verschollenen lassen eine ewige Lücke im Kreise und auch im Herzen der Ihrigen; denn wer wagt es, die Stelle dessen, der alle Tage wiederkommen kann, zu vergeben und zu besetzen?

Bei einem andern meiner Freunde aber wurde diese Lage zur Ursache einer gräßlichen Demoralisation. Ohne Vertrauen auf morgen hielt er alle Tage eine Galgenmahlzeit und trank den Becher, den ihm der Zufall bot, jeden Abend bis auf die Reige aus. Das waren die beiden Extreme; zwischen diesen aber lagen eine Menge Nuancen. An dem festen Willen, die trostlose Gegenwart und ihre Folgen zu ertragen und zu besiegen, fehlte es gewiß nicht. Ein

Paar der Flüchtlinge setzten unter tausend Entbehrungen ihre Studien fort; ein Paar wurden Handwerker. Einzelne suchten und schufen sich selbständige Beschäftigungen; doch war dies nothwendig die Minderzahl. Die Mehrzahl hoffte von dem Abend, was der Morgen nicht gegeben, und vom andern Morgen, was der Abend wieder versagt hatte. Der Lebenslauf Einzelner derselben wäre das herzerreißendste Drama, das je der Poeten Phantasie erdacht. Einer starb unter einer Brücke in der Schweiz; Einer liegt auf dem Kirchhofe des Bicêtre in Paris begraben, ein Dritter bettelt verrückt in den Straßen von London.

Mag man von ihnen denken, wie man will, so muß man zugestehen, daß sie Märtyrer einer Ueberzeugung sind, und das allein genügt, um Allen, die lächelnd und spöttelnd über sie abzuurtheilen sich für berufen halten, zuzurufen: „Hüte Dich, den Stab zu brechen und frage Dich selbst, ob Du denn je Etwas einer Ueberzeugung geopfert hast?“ Unsere Zeit ist elend und erbärmlich; denn der Egoismus führt das Scepter. Aber je erbärmlicher sie ist, desto erfreulicher ist es, auf Leute zu stoßen, die nicht berechneten, sondern thaten, was sie nicht lassen konnten. Man hat bis jetzt meist nur die elende Seite des Flüchtlingslebens herausgehoben, und wohl meist absichtlich, um in den Flüchtlingen die Sache, der sie dienten, zu treffen. Es ist nicht meine Sache, diese elende Seite zu läugnen, sondern sie zu erklären. Sie lag in der Nothwendigkeit der Verhältnisse und deswegen ist sie nicht im Stande, die Lichtseite zu absorbiren. Daß es Hunderte und Tausende jüngerer und älterer Männer gab, die einer Ueberzeugung ihre Zukunft, ihr Vaterland, ihre Familie opferten, ist ein Lichtpunkt in unfrem nebligen Jahrhundert, und daß die deutschen Flüchtlinge viel weniger dem Flüchtlingsleben unterlagen, als alle andern Nationen, daß die Mehrzahl erstarkt aus demselben hervorging, ist eine Hoffnung mehr auf eine bessere, eine schöne, kraft- und glanzvolle Zukunft des deutschen Volkes.

• Darf ich denn das drucken lassen? Bin ich denn nicht selbst Flüchtling? Verliere ich aber darum das Recht, die oft Mißhandelten in Schutz zu nehmen, weil ich selbst unter ihnen stand? . . .

Ich weiß, man kann das Eigenlob nennen und lächerlich machen. Aber ich fürchte es nicht; denn ich habe das Gefühl, daß ich an Alle, nur nicht an mich selbst dachte, als ich diese Zeilen schrieb. Also lache, wem die Sache lächerlich erscheint: Ich habe Nichts dagegen. *)

*) Der milde, schmerzliche, aber resignirte Ton, in welchem der seit mehr als zwölf Jahren aus seinem Vaterlande verbannte Herr Verfasser dieser „Aufzeichnungen“ von den ersten Scenen seiner Flucht spricht, erweckt wohl in jedem Leser den Wunsch, den unglücklichen, in Folge einer enthusiastischen Idee aus Deutschland Verbannten durch eine allgemeine Amnestie die Heimkehr an ihren Familienherd gestattet zu sehen. Wir können nicht umhin, hier einige Stellen aus einem vor Kurzem erschienenen Artikel der deutschen Wochenzeitung zu citiren. „Die versöhnende Maßregel einer deutschen Amnestie“, heißt es daselbst, „wird noch immer gehofft und um so sehnlicher erwartet als auch nicht eine einzige Thatsache gegen das Anrathen solcher heilsamen Maßregeln gesprochen. Ist, seitdem die Amnestie in den italienischen Landen von der österreichischen Regierung verkündet worden, auch nur eine einzige Störung eingetreten? Sind die Erfolge nicht glücklich für Regierende und Regierte gewesen? Ist etwa dort irgendwo taktloser Undank von den Amnestirten bewiesen worden? Wurde die Ruhe des Landes gefährdet, wurden alte Leiden, schaften wieder angefacht, fanden geheime Umtriebe der Heimgekehrten statt, ward die staatskluge und menschenfreundliche Maßregel der österreichischen Regierung verkannt? In keiner Weise. Ist, seitdem der König von Würtemberg eine unbedingte Amnestie erlassen, in jenen Landen irgend ein Anzeichen sichtbar geworden, welches der dortigen Regierung Bedauern einflößen konnte, die Pfade des gänzlichen Vergessens und Vergebens betreten zu haben? Ist die politische Ruhe Europas nicht in diesem Augenblicke über alles Erwarten sichtbar? Zeigen nicht selbst die äußersten politischen Parteien den regsten Willen, alle ungeseglichen Schritte, alle tumultuarischen Auftritte zu vermeiden? Und in einer solchen Periode will man fortfahren, den deutschen Flüchtlingen die Pforten der Heimath zu verschließen, den Gefangenen und Verurtheilten, die seit vielen Jahren die Aufregung eines Augenblicks büßen, die von allen Seiten erbetene Freiheit zu verweigern?“

Anmerkung der Redaction.